

**Vortrag am Tag der Priester und Diakone im Bistum Essen  
Montag, 11. Januar 2010, Pfarrsaal St. Gertrud, Viehofer Straße,  
Essen**

**Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck**

---

Liebe Mitbrüder im bischöflichen, priesterlichen und diakonalen Dienst!

Ganz herzlich grüße ich Sie heute Nachmittag als Ihr neuer Bischof und freue mich, mit Ihnen zusammen zu sein. Gut drei Wochen nach meiner feierlichen Einführung kommen wir hier zum jährlichen Priester- und Diakonentag unseres Bistums zusammen. Ich danke Ihnen allen für Ihre Anwesenheit und schließe in diesen Dank auch diejenigen ein, die heute aus verschiedenen Gründen nicht hier sein können, uns aber verbunden sind.

Dieser Tag hat eine lange Tradition im Bistum Essen und drückt die Verbundenheit zwischen Bischof, Priestern und Diakonen auch untereinander aus. Dieses Zeichen der Verbundenheit gehört in die große Linie dessen, was ich seit meiner Ernennung zum Bischof von Essen am 28. Oktober 2009 erfahren habe, nämlich große Herzlichkeit und auch gespannte Erwartung. Ich danke Ihnen und durch Sie den vielen anderen in unserem Bistum, die mir diese herzlichen Zeichen des Willkommens und des Mitgehens gesetzt haben.

I.

Meine ersten Tage als Bischof von Essen fallen mit dem Ende der Adventszeit und dem Weihnachtsfestzyklus zusammen, den wir gestern mit dem Fest der Taufe des Herrn beendet haben. Der große Bogen von Erwartungen und Hoffnungen des Advent erfüllt sich durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, die wir an Weihnachten feiern. Gott

kommt auf menschliche Weise auf uns zu, um unser Herz zu ergreifen und uns selber zur Mitte unseres Menschseins zu führen. Echte Menschlichkeit ist immer ein Zeichen lebendiger Verbindung mit Jesus Christus. Wo es wirklich christlich zugeht, da kann jeder menschlich aufatmen. Auf die zahlreichen Fragen, die mir in den Wochen vor meiner Einführung als Bischof von Essen hinsichtlich meiner Ziele gestellt worden sind, habe ich einmal knapp geantwortet: Es geht mir darum, den Menschen Wege zu zeigen, Gott zu finden. Diese Wege sind, damit Menschen sie begreifen, eben menschliche Wege und damit zutiefst von adventlichem und weihnachtlichem Charakter. Wenn ich von dieser Sendung gesprochen habe, formuliere ich damit einen Grundauftrag der Kirche. Es geht uns als Kirche darum, den Menschen Wege zu zeigen, Gott zu finden und – so möchte ich hinzufügen - durch Ihn das Leben in seiner Fülle zu erlangen.

Wenn dies der Auftrag der Kirche ist, so bin ich heute, gerade angesichts Ihrer Vielzahl, in der Sie hier mit mir zusammengekommen sind, dankbar und demütig zugleich, weiß ich doch in Ihnen und mit Ihnen um die vielen, die schon bisher an diesem Auftrag gearbeitet haben und es weiter tun werden, eben Menschen Wege zu Gott zu zeigen. Darum möchte ich gerne zu Beginn auch Ihnen allen ausdrücklich für alles, was Sie bisher getan haben, Danke sagen, weil es ein Fundament ist, auf dem wir gemeinsam weiter bauen können. Dieses bereits gelegte Fundament ist umso wichtiger, als wir in nicht leichten Zeiten leben. Die Herausforderungen, vor denen wir stehen, sind groß; die Erwartungen vieler Menschen an uns sind erheblich. Das uns Aufgetragene – in den zahlreichen Möglichkeiten wie Bedrängnissen unserer Zeit - weiterhin mit einem großen Gottvertrauen und in der Gemeinschaft der Kirche, aber auch in lebendiger Zeitgenossenschaft zu tun, ist eines meiner wichtigs-

ten Anliegen. Dabei ist mir klar, dass wir diesen Auftrag mit unseren Gaben, aber auch unseren Grenzen und Unfähigkeiten bewältigen.

Bei der Bewältigung dieses Auftrages ist mir Folgendes besonders wichtig zu betonen: Neben der Tradition des heiligen Benedikt bin ich dem Weg des heiligen Ignatius von Loyola sehr verbunden. Seine Exerzitien haben mein Christsein, meinen Weg als Priester und als Bischof sehr geprägt. Es ist ein Weg, der, ausgehend von der Wahrnehmung der eigenen Wirklichkeit, in die Geschichte Jesu Christi eintritt, diese durchmisst und durchleidet und schließlich zur Herrlichkeit der Liebe gelangen darf. Es ist ein Weg, der in eine persönliche Geschichte mit der Kirche und zu einer konkreten Sendung in ihr führt. In den Anweisungen des heiligen Ignatius zum Gebet (wie zur Unterscheidung der Geister) befinden sich Regeln zum Umgang mit der Kirche. Darin ist zuerst immer davon die Rede, zu **loben** (und nicht zu tadeln). In dieser ignatianischen Tradition, die mir aus geistlicher Einsicht ein Herzensanliegen ist, nehme ich im Sinne dieses Lobens und des positiven Blicks die Kirche von Essen wahr. Denn so wird alles in ein gutes Licht rückt, so sehr wir von Bedrängnissen und Fragen hinsichtlich der Zukunft der Diözese und der Region, in der wir leben, bewegt werden. Wenn ich bei meiner Bischofsweihe das „Magnificat anima mea dominum“ (Lk 1,46) zu meinem Wahlspruch gemacht habe und dies auch in Essen tue, dann atmet dieses Wort jene Haltung, die wir an Maria lernen können und die uns Christen bestärkt, als Menschen des Lobes und des Dankes zu leben, weil wir die Wirklichkeit zuerst so wahrnehmen, dass in ihr das Schöne und Geschenke, die Fähigkeiten und die eingesetzten Kräfte zum Leuchten kommen. Das ist eine weihnachtliche Haltung, in der sich der Advent im alltäglichen Leben vollendet. Die Erwartungen der Menschen an das Leben sind doch in der Regel solche, dass ihnen Gutes zugesagt werden möge und dass ihnen

Fülle – und kein Mangel – geschenkt werde. Dies gilt eben auch für uns hier. So möchte ich es Ihnen einfach und schlicht sagen: Gott groß sein zu lassen und die Seele zu Ihm zu erheben, heißt für mich, Danke zu sagen für das, was Sie bisher getan haben und weiterhin tun werden, nun gemeinsam mit mir als Ihrem Bischof. Darin kommt der Grundton meiner Wertschätzung für Sie und gleichzeitig meine Hoffnung zum Ausdruck, dass die innere Kraft zur Bewältigung des Anstehenden immer lebendiger wird, je mehr wir selbst Menschen sind, die lobend und dankend und so mit einem großen Herzen anderen gegenüber leben.

II.

Als ich hörte, dass kurz nach meiner Amtseinführung der jährliche traditionelle Tag der Priester und Diakone des Bistums stattfände, habe ich gerne zugesagt, den heutigen Vortrag zu halten, wohl eingedenk des Risikos, gleich zu Beginn mit Erwartungen konfrontiert zu werden, sowohl Programmatisches zu sagen als auch als Hörender wahrgenommen zu werden, dem diese Klugheitsregel im ersten Jahr seiner Amtszeit obliegt. Ebenso war ich mir jedoch bewusst, dass Sie als Priester und Diakone unseres Bistums Ihren Bischof näher kennen lernen wollen. Dem stelle ich mich selbstverständlich und sehr gerne. Entsprechend habe ich den Titel meines Vortrages gewählt: „Beschenkt und herausgefordert. Zu den Dimensionen des Lebens als Kirche im Bistum Essen“. Er bringt die Wirklichkeit zum Ausdruck, in der wir als Kirche stehen. Wir sind **beschenkt**: mit dem Glauben und der Lebendigkeit der Kirche, mit der Gemeinschaft vieler Menschen, vor allem aber mit dem Evangelium und der Zusage, diese Botschaft weitersagen zu können. Zugleich sind wir **herausgefordert**: dies in neuen Zeiten zu tun, die von vielen Übergängen gekennzeichnet sind, und uns zu Spurensuchern, ja Pfadfindern macht. Wir sind herausgefordert zu einem Abenteuer von

Kirche, die sich gerade in den größten Teilen des Bistums dem Lebensgefühl fast aller Menschen neu stellt, Kirche in der Stadt und zugleich Kirche in radikaler Diaspora zu sein. Wir leben in Übergängen und damit in Spannungen und mit Horizonten, die das Leben nicht leicht machen, weil sie gefühlsmäßig und intellektuell anstrengend und herausfordernd sind. Holzschnittartig möchte ich es einmal so formulieren: Die Welt der Kirche, die sich in der einfachen Abfolge der Begriffe von „ein Gott, ein Papst, ein Bischof, ein Pastor und eine Herde“ beschrieben ließe, ist zu Ende. Die neue Welt, in der das Wesentliche dieser Definition Bestand hat, sich aber aufgrund des gesellschaftlichen Pluralismus auf dem Markt der Möglichkeiten und im städtischen Vielerlei der Lebens-, Denk- und Gefühlswelten der Menschen bewähren muss, hat noch keine klare Form. So finden wir uns in einer nicht einfachen Lage. Viele von uns stammen - mehr oder weniger -, selbst wenn sie die Umbrüche der 1968iger Jahre und der dann folgenden Jahrzehnte bewusst mitgemacht und kirchlich gestaltet haben, eher aus der eben etwas holzschnittartig beschriebenen Welt. Davon wirklich Abschied zu nehmen, ist nicht leicht; viele wissen ein Lied davon zu singen. Trauerarbeit ist dazu nötig; ebenso die Erarbeitung neuer Wege. Denn die Positionierung der Kirche und des Glaubens in der Welt der vielen Perspektiven, in der wir als Katholische Kirche mit der einen Perspektive des dreifaltigen Gottes und der einen Kirche hervortreten, ist nicht leicht zu leisten. Wir finden uns heute in der Dynamik einer neuen Werdegeschichte der Kirche wieder, ähnlich derjenigen, die in der Apostelgeschichte und in der Missionstätigkeit des heiligen Paulus hervortritt. Darum möchte ich, um den aufgerissenen Horizont zu sortieren und theologisch einzuordnen, einige Perspektiven des hl. Paulus als Missionar der jungen Kirche umreißen, um dann an einigen wichtigen Punkten konkret zu benennen, wo und in welcher Haltung ich der Überzeugung bin, dass wir in unserem Bistum

als Beschenkte und Herausgeforderte unseren priesterlichen und diakonalen Dienst tun können und tun dürfen.

### III.

Das Neue Testament verkündet Jesus Christus als den Menschgewordenen Sohn Gottes und zugleich als den Gekreuzigten und Auferstandenen. Es erzählt auf faszinierende Weise den Weg der Verbreitung seines Evangeliums von Jerusalem über Judäa und Samaria bis an die Grenzen der Erde (vgl. Apg 1,8). Dieser Weg war mühselig, wie die Zeugnisse der Apostelgeschichte deutlich machen. Die frühe Kirche sah sich von Beginn an vor eine Fülle von Problemen, Konstellationen und Herausforderungen gestellt. Immer wieder waren die Christen, so schreibt Paulus, Fremde in dieser Welt ohne Bürgerrecht (vgl. Eph 2,19). Sie mussten gesellschaftliche Anfeindung und politische Verfolgung überstehen. Zugleich gab es Klärungsbedarf nach innen. Um eine eigene Identität herauszubilden wie auch zu bewahren, kam es sowohl darauf an, Synkretismen zu entdecken und Verfälschungen des Evangeliums abzuwehren, als auch den Anspruch auf die universale, eben weltweite Ausrichtung und den Geltungsanspruch der Botschaft des Evangeliums zum Leuchten zu bringen. Konkret hieß dies, das Evangelium und die Botschaft Jesu Christi aus seiner palästinensisch-jüdischen Heimat in die Geisteswelt des griechisch-römischen Hellenismus zu übersetzen, damit es dort heimisch werden konnte. (Nicht wenige benutzen für diesen Vorgang heute das Stichwort „Inkulturation“.) Die entscheidende Aufgabe der urchristlichen Missionare war es, den Adressaten ihrer Verkündigung von deren eigenen Voraussetzungen her und in der jeweilig eigenen Sprache einen Zugang zum Evangelium zu eröffnen. Das Pfingstereignis als Wunder des Heiligen Geistes ist in der Komposition des zweiten Kapitels der Apostelgeschichte der Beweis,

dass dieser **Übersetzungsprozess** gelingen konnte. Maßgeblich war in dieser Beschreibung sicherlich, eine leicht triumphalistisch anmutende Schilderung jener Erfolgsgeschichte zu verfassen, die dem Evangelium schließlich den Weg bis nach Rom, in das Zentrum der damaligen Welt und Macht, ebnete. Umgekehrt weiß die Apostelgeschichte aber sehr wohl, dass die beachtlichen Missionserfolge der jungen Kirche nicht selbstverständlich waren. Paulus zieht am Ende seiner großen Missionsreise in einer Predigt kritisch Bilanz (vgl. Apg 2,18-35), indem er zwar von der Gnade Gottes, von der Führung durch den Heiligen Geist und vom Glauben an Jesus Christus spricht. Die Rede ist aber auch von seinem schweren Dienst, den er verrichtet, von den Pflichten, die er zu erfüllen hatte, und von den unendlichen Kraftanstrengungen und Mühen und der nur schwer zu erreichenden Nachhaltigkeit, die seine Verkündigung begleitet. Die Apostelgeschichte in der theologischen Deutung des Lukas zeigt uns, umgangssprachlich formuliert: „Von Nichts kommt Nichts!“ Die reiche Ernte der Missionsanstrengungen der jungen Kirche setzt eine sehr engagierte Arbeit und viel Gottvertrauen voraus. Zugleich zeigt Paulus, wie sehr er immer wieder um den rechten Weg und die richtige Art der Verkündigung besorgt ist. Er bleibt ein wandlungsfähiger Verkünder des Evangeliums.

Ein hilfreiches Bild für diese Haltung und diesen Weg des Paulus und der frühen Kirche findet sich im ersten Korintherbrief. Dort beschreibt Paulus die Kirche als einen großen Bau. Er bezieht sich dabei jedoch mehr auf die Baustelle als auf das fertig gestellte Haus der Kirche. Die Kirche als Bau hat zwar ihre Fertigstellung längst begonnen, aber eben noch nicht in der Gestalt eines vollendeten Gebäudes beendet. Somit kommen Dynamik und Energie ins Spiel. Entsprechend werden die Getauften in der Kraft des Geistes zu Mitarbeitern Gottes (vgl.

1Kor 3,9), denn sie sollen helfen, den Bau zu vollenden. Schließlich wurden alle, so Paulus, in den Leib Christi, die Kirche, hineingetauft und mit dem einen Geist getränkt (vgl. 1Kor 12,13), so dass sie mit der ihnen zuteil gewordenen „Offenbarung des Geistes“ (vgl. 1Kor 12,7) anderen Menschen durch ihre vielfältigen Gaben nützen können. Dieses ist anstrengend; das verschweigt der Apostel nicht. Er sagt aber auch nicht, dass es sich nicht lohne. Es folgen im 1. Korintherbrief interessanterweise einige bemerkenswerte apostolische Qualitätskriterien für das Tun der Mission. Paulus vergleicht alle, die mittun, mit Läufern im Stadion (1Kor 9,24) – den Mannschaftssport Fußball gab es damals noch nicht. Den Sieg, den alle Sportler gern davontragen, will Paulus gerade nicht so gedeutet wissen, dass nur einige wenige ihn gewinnen werden.

Paulus geht es vielmehr darum, die Christen und die Gesendeten aller Zeiten zu ermutigen, Glaube, Hoffnung und Liebe mit der Ernsthaftigkeit, Willenskraft und Anstrengung derer zu leben, die im Wettkampf den Sieg davon tragen wollen. Die Sinnspitze des paulinischen Vergleichs zielt also auf Motivation zum Glauben und darin zum Dienst am Aufbau der Kirche. Paulus will selber nicht derjenige sein, der ziellos sein eigenes Tun als einen Wettkampf zur eigenen Ehre im Stadion begreift, sondern als ein Mitbauen am Haus Gottes. Er sieht sich eingesetzt auf der Baustelle Gottes, gefordert durch Zielstrebigkeit und Genauigkeit, durch Disziplin und Konzentration, durch die Maxime der Klugheit und der Besonnenheit (vgl. 1Kor 9,26 ff).

Das Bild, das Paulus von der Mitarbeit in der Kirche und vom Aufbau des Hauses Gottes, also der Kirche, zeichnet, trägt verschiedene Dimensionen in sich. Es geht um **stetige Bauarbeit** und darum, Kriterien festzulegen, die über die Qualität dieser Arbeit entscheiden. Der Grund des Baus der Kirche liegt in Christus und - allein von ihm und seiner

Sendung her - in den Aposteln. Alle, die danach kommen, bauen gewissenhaft weiter. Dieses Weiterbauen, das mit der Tätigkeit der Boten des Evangeliums, aber auch mit vielen anderen Charismenträgern verbunden ist, legt Paulus in die Hände der nachfolgenden Generationen, die ihr Handeln selbst zu verantworten haben. Ihnen gilt der Fingerzeig des Apostels, dass sie auf die Art und Weise, d. h. auf die Qualität des Weiterbauens selbst zu achten hätten. Aufbau, Statik und Qualität des Baus entscheiden sich aber am Fundament, das Christus selbst ist. Alles kommt darauf an, ob das, womit weitergebaut wird, Bestand hat oder nicht. Was Bestand hat, entscheidet sich wiederum an seiner Entsprechung zum Fundament. In 1Kor 3,11 schreibt Paulus sehr deutlich, warum das Weiterbauen nicht der Beliebigkeit überlassen und preisgegeben werden kann. Die ein für allemal gelegten Fundamente stehen fest und können nicht eingerissen oder verändert werden, weil sie ja niemals Ergebnis der privaten Anstrengung des Apostels sind, sondern zum Werk Jesu Christi selbst gehören. Nachdem die Grundlagen des Bauens am Hause Gottes, der Kirche, gezeichnet sind, fragt Paulus nach dem Wie des Weiterbaus. Es geht ihm immer wieder um Qualität und Beständigkeit, um die Fähigkeit zur Unterscheidung der Geister. Es geht ihm darum, das rechte Baumaterial zu wählen, das Untaugliche auszumustern und die Bautechniken zu verbessern. Im Zuge dieses Weiterbaus werden die Boten des Evangeliums besonders in die Pflicht genommen. Eine Perspektive ist dabei besonders tröstlich, weil sie daran erinnert, dass das Urteil über die Bauleute nicht den Menschen zukommt, sondern dem Gericht Gottes zu überlassen ist. Gott selbst bringt die Qualität des Weiterbaus ans Licht und prüft seinen Bestand. Paulus hält daran fest, dass es ihm zum gegenwärtigen Zeitpunkt unmöglich ist, ein definitives Urteil über Werte und Qualität der Verkündiger des Evangeliums zu sprechen (vgl. 1Kor 3,13-15). Denken

wir an den Prophet Maleachi, der erinnert, dass dieses Gericht Gottes im Feuer geschieht, so wird begreifbar, warum Paulus das Bild der göttlichen Schmelzprüfung zum Erweis von Beständigkeit und Tauglichkeit der Aufbauarbeiten der Kirche benutzt. Am Ende dieser Überlegungen wendet sich Paulus nämlich den möglichen Ergebnissen dieser Feuerprobe zu (vgl. 1Kor 3,15), durchaus eingedenk der Grauzonen des Lebens. Er fordert um der Echtheit des Evangeliums willen ein ständiges Ringen der Mitarbeiter um den rechten Weg. So zeigt sich, wie sehr Paulus das Leben der Kirche als Mitbauen am Haus Gottes begreift und die Verkünder des Evangeliums zu größter Wachsamkeit und immer wieder neu zu erringenden Wegen ihrer Verkündigung als Wurzelwerk ihres Tun motivieren will. Es geht ihm um die Größe christlicher Verheißung, die um die Dynamik der Kraft und Liebe Gottes weiß, die jeder menschlichen Anstrengung vorausgeht.

An diesen wenigen, knapp gezeichneten Wegmarken des Paulus wird deutlich, wie sehr beim Mitbauen am Haus Gottes, der Kirche, Form und Inhalt zusammengehören. Die **äußere Gestalt und die innere Struktur der Kirche** in all ihren Dimensionen hängen streng von einander ab und können in ihrem Wechselspiel nur miteinander begriffen werden. Es gibt heute in allen Bereichen solche, die denken, eine äußere Struktur müsse im Nachhinein geistlich und innerlich gefüllt werden; oder: kenne man nur die geistliche innere Struktur, dann würde sich das Äußere schon von allein ergeben. Gerade aus theologischem Grund wissen wir, dass Form und Inhalt immer auf bestimmte Weise zueinander gehören. Gerade am Geheimnis von Weihnachten wird deutlich, dass die Liebe Gottes auf menschliche Weise als Mensch zu uns gekommen ist, damit wir sie ergreifen können, unsere Herzen umgewandelt werden und wir auf diese Weise leben können. So ist es

auch mit der Kirche, die in jeder Zeit und in jeder neuen geschichtlichen Herausforderung, in einem ständigen Wechselspiel zwischen formalen und inhaltlichen Aspekten, ihre Gestalt findet und „Kirche in der Welt von heute“ werden muss. Was Paulus und die junge Kirche in einem inspirierten Prozess der Übersetzung des Evangeliums aus seiner palästinensisch-jüdischen Verwurzelung in die römisch-hellenistische Kultur vollbringen konnten, ist der Kirche durch alle Zeiten aufgetragen. In der Apostelgeschichte und der Missionstätigkeit des Paulus wird konkret praktisch: Form und Inhalt, Gestalt der Kirche und das Evangelium durchdringen einander in den jeweiligen Zeitumständen, die ihnen gegeben sind.

#### IV.

Die das Bistum Essen beschäftigende Neuordnung der kirchlichen Strukturen ist so weit fortgeschritten, dass wir bereits dort stehen, wo andere noch hinkommen werden. Gerade weil radikale Diaspora und das im Bild der Stadt gefügte Lebensgefühl und Glaubensbewusstsein der Menschen Schritt für Schritt eine neue Sozialgestalt der Kirche provoziert haben und weiterhin provozieren, haben wir Aufgaben in einer Klarheit zu realisieren, wie es anderen Generationen vor uns nicht gegeben war. Oftmals denke ich an die Zeit nach der Französischen Revolution, in der sich nach dem Untergang einer Sozialgestalt der Kirche – dafür steht das Essener Damenstift und unser Dom ja in eminenter Weise – eine neue Form von Kirchesein herausbildete, die heute nach ca. 200 Jahren unter bestimmten geistesgeschichtlichen, sozialen, politischen wie wirtschaftlichen Bedingungen zu Ende geht. Die allermeisten von uns sind von dieser Welt geprägt. Dafür wurde der Begriff der **Volkskirche** profiliert. Die Frage ist: Was steht nun in heutigen Verhältnissen für die kommenden Jahre vor uns? Meine

Antwort ist einfach: **eine Kirche im Volk mit volkskirchlichen Elementen**. Für die Übergangszeit, in der wir stehen, ist mir wichtig, die „Kirche im Volk“ und die „volkskirchlichen Elemente“ zu betonen. Denn in der Kommunion- und Firmkatechese, in den Erwartungshaltungen vieler Gläubiger mit ihrer Bitte um Beerdigung usw. stehen wir in vielfacher Weise zwar nicht mehr als Volkskirche, aber als Kirche im Volk mit liebgewonnenen und zum Teil unsere Seele erhebenden volkskirchlichen Elementen in der Welt.

Um am Bau Gottes, der Kirche, unter diesen Bedingungen als Priester und Diakon mitzuwirken, möchte ich darum nun unter der Rücksicht, dass wir Kirche im Volk mit volkskirchlichen Elementen sind, den jeweiligen Spannungsbogen von „**beschenkt und herausgefordert**“ benennen, um die Gestalt von Kirche zu kennzeichnen, die wir zurzeit leben, und zugleich zu benennen, was dies für uns bedeuten kann. Das zu Sagen- und Begreifen dabei unter der herausfordernden wie auch lastenden Aufgabe, die **Ohnmacht** zu bewältigen, mit der **Freiheitsentscheidung der Menschen**, den Glauben anzunehmen und Kirche zu leben, angemessen umzugehen und diesem einen geistlichen Ort zu geben. Der Preis der Freiheit ist in vielen Bereichen des alltäglichen gesellschaftlichen wie auch des persönlichen Lebens hoch. Genau so hoch ist er in der Kirche zu entrichten, die sich als Kirche im Volk mit volkskirchlichen Elementen begreift. Die Flexibilität, Mobilität und das Leben der allermeisten Menschen in den unterschiedlichen privaten und beruflichen Lebensräumen wie auch der Vollzug der Religion als nur ein Segment des Lebensvollzuges zeigen, dass die Kirche heute aus Menschen gebaut wird, die auf neue Weise legitim Heimatrecht als Menschen der Freiheit suchen und finden wollen. Darum gehört zur Freiheit die Verantwortung, die sich in jeder Entscheidung, die ein Mensch treffen muss, kundtut. Es

bedeutet, die Ohnmacht auszuhalten, dass Menschen in Freiheit zum Angebot des Glaubens und Mitlebens mit der Kirche Nein sagen, wenn- gleich alles getan worden ist, ihnen das Leben im Glauben und mit der Kirche schmackhaft zu machen. Weil es eben Gott ist, der zum Men- schen durch die Kirche spricht, ist es der Mensch, der sich in Freiheit und Verantwortung dazu verhält und entscheidet (vgl. Vat. II, DV 2 und LG 1). Unter dieser Rücksicht wende ich mich dem Leben der Kirche zu, um zu skizzieren, womit wir als Priester und Diakone beschenkt und womit wir herausgefordert sind. Dabei sind mir die drei klassischen Aufgabenfelder der **Liturgie**, **Diakonie** und **Martyrie** eine wichtige Strukturhilfe. Ich ergänze diese Felder um das vierte Feld der **Koinonie**, da damit kirchliche Wirklichkeiten deutlich benannt werden können, die das alltägliche seelsorgerliche Leben betreffen und Sie alle bewegen.

## 1. Liturgie

Gebet als Grundvollzug des Menschseins gehört für uns Christen zur Bestimmung aller Menschen. In dichtester und realster Form erleben wir dies in den Sakramenten, in denen Gott sich selbst gibt, um den Menschen auf seinem Weg zu Gott nicht nur mit sich selbst – wie in der Eucharistie - zu beschenken, sondern wie in Taufe und Firmung in der Kraft des Geistes zum Glied des Volkes Gottes zu machen. In den Bedrängnissen des Lebens, wo Sünde und Schuld, Sterben und Tod regieren, stärken und heilen die Feiern des Bußsakramentes und der Krankensalbung. Im Sakrament der Ehe werden Mann und Frau in ihrer Gemeinschaft Sinnbild der Liebe Christi zur Kirche. Schließlich wird im Sakrament der Weihe die Radikalität der Sendung, die von den Aposteln auf uns gekommen ist, deutlich, weil Christus der Herr der Kirche ist und

in uns als er selbst gegenwärtig sein will, da er die Kirche leitet und zum Ziel führt. Die Sakramente sind eine Hochform des Gebetes, mehr noch der Bitte. Mit diesen sind wir immer wieder beschenkt und nehmen mit den vielen anderen Formen des Betens nichtsakramentaler Art, die das alltägliche Leben unzähliger Menschen durchzieht, an der Gemeinschaft vieler Menschen teil, die wie wir – wenn oft auch auf andere Weise - beten. Wir rühren hier an den Kern der Kirche selbst, die sich als Ganze in ihrem Selbstvollzug als Betende versteht, weil sie eine Bittende ist und insofern eine Empfangende.

Beten **beheimatet**. Da das regelmäßige Gebet, gerade in seiner höchsten Vollzugsform, der Hl. Messe, mit selbstverständlicher Regelmäßigkeit Tag für Tag, Woche für Woche, von immer weniger gesucht und mitgefeiert wird, hat dies viele Folgen für die Beheimatung der Christen. Dies ist vor allem am regelmäßigen Besuch der Gotteshäuser und an der beständigen Teilnahme am Leben der Pfarreien und Gemeinden ablesbar. Schritt für Schritt zeigt sich an diesen äußeren Formen, was inhaltlich schon lange auf dem Weg ist. Wie sich die innere Weise des Mitbauens der Christen am Bau der Kirche verändert hat und weiter verändern wird, so verändert sich auf Dauer auch der Bezug zur Kirche als Heimat. Dieser Prozess ist längst nicht abgeschlossen und wird die Kirche in Deutschland und Westeuropa beschleunigt in den nächsten Jahren prägen. Die Sozialform der Kirche bekommt also ein neues Gesicht, von der nur die ersten Konturen sichtbar sind.

Als Bischöfe, Priester und Diakone gehören wir zu denjenigen, die diesen in vielen Teilen schmerzlichen Umwandlungsprozess an vorderster Stelle erleben und zu bestehen haben. Es handelt sich hier um eine jener Feuerproben, von denen Paulus beim Aufbau des Hauses Gottes gesprochen hat. Dies ist nicht nur ein Prozess, der sich der äuße-

ren Gestalt der Kirche annimmt, sondern vor allem auch ein Prozess, der nach innen geht und Wandlungen provoziert. Wer sich auf Dauer nicht dieser inneren Wandlung stellt, wird es sehr schwer haben. Ich sage dies bewusst als einer der Jüngeren unter uns, der selbst einen wesentlichen Teil seiner religiösen Genese in einer Welt solcher Umbrüche erfahren hat und sie mit wachsender Radikalität erlebt, seit er Priester ist. Die größte Herausforderung ist für mich geistlicher Natur und besteht darin, **die Wirklichkeit zu lieben**, d.h. sich der Gegenwart zu stellen und nicht in ein „Es müsste ..., es könnte ..., es sollte ...!“ zu flüchten. Dies bedeutet, auf Dauer in einem großen Spagat zwischen den Prägungen der eigenen Herkunft, den Wünschen derer, die das Bisherige mit großer Treue mittragen, und denen, die auf neue Weise Kirche sind, zu leben. Dieses Leben kostet sehr viel Kraft, nicht zuletzt, weil wir als Teil der Wirklichkeit in Deutschland angesichts des hohen gesellschaftlichen Differenzierungsgrades auch einen großen Verwaltungsapparat zu bewältigen haben, der in anderen Teilen der Weltkirche unvorstellbar ist, hier aber in vielen Teilen unvermeidbar bleibt. Bei einer Gelegenheit vor einigen Wochen habe ich in diesem Zusammenhang von der „radikalen Diaspora“ gesprochen, die auf uns zukommt. So werden wir „Kirche im Volk“ (mit volkskirchlichen Elementen) sein.

Beschenkt mit dem Gebet, den Sakramenten und mit Menschen, die mit uns und für uns beten, sind wir herausgefordert, die Kirche als Heimat des Betens neu zu leben.

In diesem Zusammenhang möchte ich eine andere Dimension des Betens erwähnen, die von großer Bedeutung ist. Als Diakone und Priester haben wir das regelmäßige Stundengebet versprochen. Gerade als Gebet der Stellvertretung ist es ein Gebet der Gemeinschaft, dass uns fragt, ob wir oft genug dieses Gebet in Gemeinschaft pflegen. Solches Gebet schafft uns Heimat. Als Geschenk fordert es uns zu einer

neuen Communion des Betens mit den Mitbrüdern und allen Schwestern und Brüdern heraus, die mitbeten. Es ist ein kleines, aber sehr wichtiges Zeichen für eine tragende Form des Kircheseins, das zur neuen Sozialgestalt des Christseins gehört. Wir alle sind – bis hin zu Glaubensgesprächen – Hörende, Schweigende und Mitteilende.

Schließlich gehört in diesen Bereich auch die Frage, ob wir genügend Mut haben, bei den vielen Veranstaltungen, die unser kirchliches Leben prägen, zu beten. Wie viel leichter scheint es doch zu sein, eine Dienstbesprechung, eine Sitzung usw. - auch über mehrere Stunden lang – an den Sachfragen entlang zu bewältigen. Dabei will ich das eine nicht gegen das andere ausspielen, jedoch im Sinne einer Kultur des Betens neu zu bedenken geben, wie wir es im Sinne einer geistlichen Stilbildung in der Kirche mit dem Beten halten.

## 2. Diakonie

Arme nicht zu vergessen und ihnen das Evangelium zu verkünden, gehört zu den großen Selbstverständlichkeiten der Kirche. Diesen Auftrag formuliert schon das erste öffentliche Wort Jesu im Lukas-Evangelium (vgl. Lk 4,18: „evangelizare pauperibus“). Eindrücklich zeigt sich das in unserem Bistum: nicht nur durch die vielen selbstverständlichen karitativen stillen Dienste des Alltags, sondern auch durch die vielen Institutionen, die wir tragen. Caritas ist ein Dienst, der alle Menschen anspricht, weil die Sorgen und Nöte der Menschen, die Bitte um Hilfe im Leid alle angeht. Wir kommen dabei aus einer großen und strahlenden Tradition, die uns heute auf vielfältige Weise weiterhilft. Damit sind wir **beschenkt**. Sie ist uns aber auch immer mehr zu einer **Herausforderung** geworden, die es neu zu bestehen gilt. Gerade im Blick auf die Institutionen der Ca-

ritas ist klar, dass die Kirche nur exemplarisch deutlich machen kann, worum es dem Evangelium im Kern geht (vgl. Mt 25). Beschenkt sind wir mit vielen Menschen, die wach auf die Dienste der Kirche warten und dankbar reagieren. Beschenkt sind wir auch mit vielen Erwartungen, die zugleich belasten und herausfordern. Die Krankenhäuser, die Pflegedienste und andere karitative Einrichtungen, die Kindertagesstätten und Beratungsstellen etc. sind ein beredter Ausdruck für eine reiche Tradition, die der Zeit der Volkskirche zugehört.

Was heißt es für eine „Kirche im Volk mit volkskirchlichen Elementen“, sich in einer Welt mit vielen anderen Angeboten, zu positionieren? Ich möchte es einfach formulieren: **Wir werden nicht tun, was wir tun sollten; wir werden nicht tun, was wir tun müssten; wir werden tun, was wir tun können.** Dies realisiert sich in einer beständigen und immer wieder anstrengenden Güterabwägung zwischen den finanziellen und institutionellen Möglichkeiten sowie den Christen, die glaubend diese Institutionen leiten, tragen und prägen. In der Welt, in der wir in Deutschland leben, liegt für die Kirche unter diesen Bedingungen eine große Chance. Karitative Institutionen können missionarische Kraft entfalten. Darin liegt der Reiz, exemplarisch deutlich zu machen, dass wir aus dem Geist des Evangeliums und einer weiten Kirchlichkeit, die alle Menschen anspricht und angeht, um der Sorgen und Nöte anderer willen handeln. Auch hier bin ich der Überzeugung, dass sich die Gestalt der Kirche mit ihren vielen Institutionen weiter verändern wird. In diesem Zusammenhang ist es mir ein Anliegen, darauf hinzuweisen, dass das Bistum die wichtige Aufgabe hat, so unterstützend wie möglich für die Priester und weiteren Verantwortungsträger zu wirken, um die in diesem Bereich zu bestehenden Aufgaben effizient bewältigen zu können.

Zudem haben wir auch zu bedenken, ob wir genügend gläubige hauptberuflich Tätige und Ehrenamtliche haben werden, die mit uns

zusammen entsprechend ihrer Kompetenzen und den Maßgaben des Rechts die vor uns liegenden Aufgaben bewältigen können. Wir werden nie auf sie verzichten können.

Schließlich gehört auch Vieles des weltkirchlichen Engagements zu dem, wie die Kirche – die immer zugleich lokal und global ist - ihren Blick über sich selbst hinaus weitet. Sie ist damit nicht nur herausgefordert, sondern vor allem auch beschenkt: mit dem Glaubenszeugnis und der Lebenserfahrung der Menschen anderer Kontinente und mit ungeahnten Horizonten, die sich in den Begegnungen auftun. Wir erleben auf diese Weise **Globalisierung als Geschenk und Herausforderung**. Solches Tun ist zudem ein Zeichen der **Solidarität**, die weiter reicht als der Horizont unseres Alltags.

In diesem Zusammenhang ist auch das Engagement der Kirche **für alle Menschen** zu begreifen, die im **Ruhrbistum** leben. Meine Aufgabe als Ruhrbischof ist als eine Platzanweisung zu begreifen, in der Politik, Wirtschaft, Soziales auf der einen und die Botschaft des Evangeliums und der Kirche auf der anderen Seite nicht nebeneinander stehen, sondern vielmehr zusammengehören. Es geht um Wertehaltungen hinsichtlich des Wohls und der Würde aller Menschen. Darum ist eine klare kirchliche Position in komplexen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhängen gefordert. Solches betrifft aber auch jeden Priester und Diakon an der konkreten Stelle vor Ort, an der er steht und lebt.

### 3. Martyrie

Eine Kirche im Volk mit volkskirchlichen Elementen muss eine neue Bestimmung ihres Begriffs von „Tradition“ und der so genannten „Weitergabe des Glaubens“ vornehmen. Der Glaube ist immer bezeugter, ange-

nommener und verstandener Glaube, der einerseits Geschenk ist und niemals machbar, und andererseits durch gute Katechese und Bildung geprägt wird. **Beschenkt** sind wir heute mit vielen Menschen, die auf professionelle Weise in ihren Berufen leben und sehr genau nach dem Warum des Glaubens, der kirchlichen Ethik und nach christlichen Werten fragen. Darum sind wir **herausgefordert**, selbst gut gebildet zu sein, d.h. Menschen des Wortes und des Buches zu sein. Das gute Buch und gleichzeitig die Stille des Hörens zu lieben, hilft, aus dem Evangelium zu leben, denn nicht umsonst wird das Christentum eine „Logos-Religion“ genannt. Aus solchen Quellen speist sich neben wacher Zeitgenossenschaft und guter Kommunikationsfähigkeit die Möglichkeit der Weitergabe der Inhalte unseres Glaubens, in dem wir selbst geformte Glaubende sind und uns weiter formen lassen.

In einer „radikalen Diaspora“ zu leben, d. h. ein Leben in einer deutlich profanen Welt zu führen, wird auf Zukunft für die meisten bedeuten, **Katechese** in einem weiten Sinne zu begreifen. Bei den uns zur Verfügung stehenden Kräften sind wir herausgefordert, die bestehenden Formen der Beicht-, Erstkommunion- und Firmkatechese so zu gestalten, dass genügend Zeit und Kraft für die **Erwachsenenkatechese** bleibt. Diese benenne ich nicht nur im Blick auf Erstbekehrte, sondern auf die vielen Erwachsenen, die bereits getauft und mit dem Glauben in Kontakt gekommen sind, aber in ihrer jeweiligen Lebensphase unfähig sind, ein Leben im Glauben zu führen und alle Wirklichkeit entsprechend zu deuten. Solch ein Blick hat Folgen für die Ehe- und Familienkatechese wie gerade für die Katechese an Lebenswenden bis hin ins hohe Alter. Wieviele alte Menschen können heute nicht mehr glauben, weil ihnen der Kinderglaube nicht mehr weiter geholfen hat und anderes nicht auf den Weg gebracht wurde? Was bedeutet es, angesichts von lebensbedrohlicher Erkrankung, von Leiden und Mitleiden zu glauben? Was

bedeutet es angesichts prekärer Familiensituationen, von scheiternden Beziehungen oder angesichts verschiedener Modelle von Partnerschaften Antworten im Glauben darauf zu geben und zu finden? Hier sind wir aufs äußerste herausgefordert und können dies in den großen Pfarreien nur gemeinsam tun. Das bedeutet sehr konkret, sich zu bescheiden auf einige Modelle von Beicht-, Erstkommunion- und Firmkatechese, um Kräfte zu gewinnen für die vielen neuen Formen der Katechese, die zu entwickeln sind. In der Volkskirche konnten Katechesen anlässlich der Beichte, der Erstkommunion und Firmung (einschließlich weiterer Begleitung) genügen. Die Differenzierung ist größer geworden und verlangt nach neuen Wegen, die aber unseren Kräften entsprechend gestaltet werden müssen. Gleichzeitig ist unsere Demut herausgefordert, einzusehen, dass zwar nicht wenige Menschen diese Wege mit uns gehen, sich dann aber auch wieder verabschieden oder ihren eigenen Rhythmus mit uns leben.

In unserem Bistum ist mir zudem wichtig darauf hinzuweisen, dass es nicht wenige **Universitäten, Hochschulen, Fachhochschulen** und damit ein hohes Maß an **Bildung** und Bildungssucher gibt. An dieser Stelle haben wir aufgrund unserer Tradition und unseres Selbstverständnisses eine wichtige Rolle zu spielen. Diese betrifft nicht nur den **Religionsunterricht** an den Schulen und die **Theologie an den Universitäten**, sondern auch unsere Pfarreien und Gemeinden als Orte der Auskunftsfähigkeit über die Bedeutung und Bedeutsamkeit des Glaubens für alle Wirklichkeit. Hier stehen wir vor großen und neuen Herausforderungen. Denn die Kirche und ihre Botschaft ist nie nur nach innen gerichtet, sondern hat nach außen einen wesentlichen Auftrag in der Bezeugung, dass Glaube und Vernunft zusammengehören sowie einander vielfach bedingen. Es ist erkennbar und verstehbar, dass der Glaube vernünftig und alle Vernunft für den Glauben offen ist.

#### 4. Koinonie

Die Apostelgeschichte zeigt uns auf verschiedene Weise, wie sehr die **Gemeinschaft** der Apostel und die Gemeinschaft der Glaubenden Zeugniskraft besitzen. Verschiedenste Formen von Gemeinschaft zu pflegen, gehört von Anfang an zum Kirchesein. Wir sind jeweils **beschenkt** mit vielen Formen, Gemeinschaft pflegen zu dürfen. Als Priester untereinander, als Diakone untereinander, gemeinsam mit den vielen anderen im Seelsorgedienst Tätigen, mit unzähligen Glaubenden und vielen Menschen pflegen wir verschiedenste Formen von Gemeinschaft.

Der Dienst des Bischofs, der Dienst des Priesters und des Diakons ist immer ein Dienst in Gemeinschaft und für die Gemeinschaft. Dies muss unsere innere Haltung bestimmen und unser Tun prägen. Solches hat Konsequenzen für die Gestaltung des Alltags, für die Form der Dienstgespräche, für die Form des gemeinsamen Essens und Teilens im alltäglichen Leben, wie auch für die Form des Betens. Gemeinschaft kann entlasten. Sie ist in einem geistlichen Sinn Ausdruck von **Freundschaft**. Dieser Begriff gehört unter den heutigen Bedingungen für mich zu den schönsten und gleichzeitig praktisch fruchtbarsten, um dem gemeinschaftlichen Charakter unseres Seins und Tuns eine Lebensform zu geben, die Bestand haben kann. Freundschaft zu pflegen, ist eine Form von Spiritualität, die Beziehungen zu unterschiedlichsten Menschen einschließen kann: Freundschaft mit Glaubensfernen, mit Suchenden und Zweifelnden wie auch mit Mitgläubenden, mit Familienangehörigen, mit Mitbrüdern und anderen Schwestern und Brüdern. Freundschaft - im weitesten Sinne - können wir pflegen bei den großen Festen, z.B. den Pfarrfesten, die wir zu feiern imstande sind. Sie sind oft eine Einladung zum Mitgehen mit denen, die keine andere Weise des Mitgehens mit uns finden. Freundschaft im Teilen dessen, was uns im Glauben trägt, in

Spiritualitätsgruppen, in unterschiedlichen Gemeinschaften und Gemeinden, hilft selber, froh zu werden und entlastet zu sein. Welche konkreten Formen diese unterschiedlichen Weisen von Freundschaft in den nächsten Jahren annehmen werden, hängt auch – aber nicht nur – von uns ab.

In diesem Geist von Freundschaft, der im Glauben und unserer Gemeinschaft als Kirche begründet ist, können wir uns in den kommenden Zeiten auch bewusst gemeinsam wichtigen und wesentlichen Frage stellen: **Was ist überflüssig? Wovon verabschieden wir uns? Was beginnen wir gemeinsam neu?** In einer realistischen Wahrnehmung unserer Möglichkeiten und Verantwortung werden wir 80% unseres Alltags mit den Notwendigkeiten und Pflichten zubringen, die unsere Aufgaben mit sich bringen, aber 20% dem widmen dürfen, was neu, ungewohnt und zu wagen ist. Solche Perspektiven entlasten! Allein und einsam findet diese neuen Wege niemand; gemeinsam, im Sinne solcher geistlich - kirchlichen Freundschaft, können wir es beginnen. Es gilt auf diese Weise mit Leben zu füllen, was Papst Johannes Paul II. in einem Wort zum Jahr 2000 treffend formuliert hat. Es gehe darum, die Kirche „zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft“ werden zu lassen.

V.

Liebe Mitbrüder, das Fest von Weihnachten erinnert daran, dass Gott menschlich auf uns zukommt, damit wir begreifen können, wer er ist und wie er mit uns leben will. Verbunden ist damit unsere Sendung, Menschen Wege zu Gott zu zeigen, damit sie ihn finden können. Dazu ist die Kirche als Haus Gottes der Weg. Die Mission des Paulus zeigt uns, dass dieses Bauen am Haus Gottes Strategien und Qualitäten nach außen und innen braucht, die in Demut vor Gott zu verantworten sind, indem wir tun, was uns möglich ist. So sind wir alle Zeugen des Evange-

liums im konkreten Alltag der Kirche: beschenkt und herausgefordert in den großen Feldern der Liturgie, der Diakonie, der Martyrie und der Koinonie. Solche Zeugenschaft gründet in einem gesunden, weil **gläubigen Selbstbewusstsein**, und in einer **glaubwürdigen Bescheidenheit**, die einer „Kirche im Volk“ gut ansteht.

Wir stehen derzeit im Priesterjahr, das Papst Benedikt XVI. ausgerufen hat. Der Patron der Priester ist der heilige Pfarrer von Ars, Jean Maria Vianney. In einer mir lieben Geschichte wird überliefert, dass der heilige Pfarrer von Ars einmal in seiner Pfarrkirche einen alten Bauern, der dort Tag für Tag über Stunden saß und betete, gefragt habe, was er denn dort mache. Der Bauer habe entwaffnend geantwortet: „**Er schaut mich an. Ich schaue ihn an.**“

Ich wünsche uns bei allem, was uns geschenkt ist, und bei allem, wo wir herausgefordert sind, dass wir darin entdecken, woraus wir leben: Aus Ihm, dem Herrn Jesus Christus, der uns anschaut, der uns gerufen und gesandt hat, der uns trägt und stärkt und der uns einst, wenn das Leben zu Ende ist, Leben in Fülle schenkt.

Ich danke Ihnen für Ihr Zuhören und Ihre Aufmerksamkeit, hoffe und wünsche, dass wir bei den vielen Gelegenheiten des Zusammenkommens, die sich in den kommenden Zeiten für uns bieten werden, über das, was wir teilen und uns bewegt, in den Austausch kommen und miteinander Wege finden, eine lebendige Kirche zu sein, die das tut, was sie ist: **Haus Gottes zu sein, die alle zu Gott hin einlädt und Gott lobt und preist.**